

## Woran man sich halten kann

*Kritische Anmerkungen zu einem Vortrag von Hans Küng in der Katholischen Akademie  
in Bayern*

*von Helmut Kuhn, München*

Woran kann man sich halten? Die Frage, unter Gläubigen gestellt, ist auch schon beantwortet: »An den Glauben«, lautet die Antwort. Denn wenn der Glaube nicht das ist, woran ich mich unter allen Umständen, in allen Zweifeln und in aller Not halten kann, dann ist er wie nichts – eine ererbte, kraftlos gewordene Gewohnheit, der Schatten eines Schattens. Woran kann ich mich halten? Die Frage, im Ernst gestellt, entstammt nicht wie andere Fragen aus einer bloßen Denkverlegenheit, sondern aus der Tiefe der menschlichen Not. Die aber ist, wie auch die Frage selbst, immer und überall dieselbe – die Not des Nicht-wissens und Nicht-könnens, der Verzweigung und der Schuld. Denn nur der, dem alle Leitseile zerrissen sind, fragt nach dem Ankergrund. Die Antwort aber, die er erhält oder sich selbst gibt – »Glaube, und du wirst leben!« – unterscheidet sich von den Antworten, die uns heute so reichlich geboten werden dadurch, daß sie das Fragen nicht abschneidet, sondern ihm erst Gehalt und Richtung leiht – das Fragen aus Glauben nach dem Glauben. »Wir würden dich nicht suchen, wenn wir dich nicht schon gefunden hätten« – so Pascal, in Erinnerung an den hl. Augustin, über die Glaubensfrage als Frage nach Gott.

Nun ist die Frage, wie auch die christliche Antwort darauf, immer und überall ein und dieselbe. Denn auch die menschliche Not ist im Grund überall ein und dieselbe. Auf dieser Gleichheit des Menschen mit dem Menschen beruht der Missionsauftrag. Die Art und Weise aber, wie die allgemeine Not jeweils erlitten und empfunden wird, ist verschieden nach Zeit, Ort und Person. Demnach ist auch die Antwort, die nicht nur Rede, sondern auch Anrede ist, situationsgemäß zu formulieren. Aber die in sich beruhende Wahrheit des Glaubens bleibt als Invariante die Norm der variablen, einer Erneuerung zugänglichen Formulierung.

Wenn nun Hans Küng sich anschickt, uns zu sagen, woran man sich halten kann, wenn er also die Glaubensfrage stellt, ist er sich der Forderung zeitgemäßer Variation wohl bewußt. Im Untertitel seines Vortrages, der eine »christliche Orientierung« verspricht, fügt er hinzu, daß sie »in orientierungsloser Zeit« erfolgt. Als Nicht-orientierte werden wir angesprochen. Auf unsern Glauben hin? Eigentlich nicht.

Schon mit seinem ersten Satz macht Küng deutlich, daß er die Frage anders versteht als wir sie verstehen. Er bringt diese Veränderung durch Hinzufügen des Wörtchens »noch« zustande. Nicht woran man sich halten kann, sondern woran man sich »heute noch« halten kann. Damit setzt er an die Stelle der allzeitlichen Not eine große Zeitverlegenheit: die gegenwärtige Autoritätskrise. Er versucht sich (wie viele haben das schon vor ihm getan?) mit einer »Ortsbestimmung der Gegenwart«. Diese Gegenwart ist es, die er ansprechen möchte und der er die Sehnsucht nach einer »Basis-Orientierung« zuschreibt. Und dieser Gegenwart wächst im Zug der Erörterung eine normative Bedeutung zu. Der Redner, noch ganz befangen in der Weltanschauungsproblematik, die in den Zwanziger Jahren die Gemüter bewegte, möchte seinen nicht-orientierten Hörern im Jahre 1979 die vom

Christentum hergeleitete Weltanschauung, im revolutionären Jargon der sechziger Jahre »Basis-Orientierung« genannt, vorschlagen. Er bleibt von vornherein im Bereich historischer Variabilität, also unter dem Niveau der Gottes- und Glaubensfrage, und damit unter dem Niveau der Theologie. Das Geist und Herz bewegende Pathos der Glaubensnot klingt nicht an. Man möchte die Selbstbescheidung rühmen, wenn der Sprecher ihr treu bliebe, aber das kann er begrifflicher Weise nicht. Die Inhalte des christlichen Glaubens sind solcher Askese hinderlich. So kommt es zu einer beunruhigenden Verkehrung. Zwar erhebt sich seine Basis-Orientierung, als Zeit-diagnose gedacht, zu der Invariante der Glaubenswahrheit. Aber diese Invariante wird von dem Diagnostiker in Funktion des Variablen, der Jetzt-Zeit, gedacht. So kommt er schließlich dazu, einen Neuglauben an einen bislang nicht geglaubten Gott zu verkünden. Die Gottesanrufung, die wir dem kindlichen Gebet vorzubehalten gewöhnt sind, wird zu seinem amtlichen Titel. Der zeitgemäße Gott soll »der liebe Gott« heißen. Er unterscheidet sich, wie wir sehen werden, in charakteristischer Weise von dem Gott des Glaubens der Jünger, der Apostel und der Kirche. Gott ist »lieb« – das bedeutet offenbar: die sonst für den Menschen bestimmte Mahnung »richte nicht!« wird an Gott selbst adressiert.

Woran kann man sich *noch* halten: die so formulierte Frage suggeriert die Vorstellung einer Gegenwart, die nicht nur unorientiert, sondern auch aufgeklärt ist. Es wird uns zu verstehen gegeben, daß noch bis vor kurzem viele Dinge für haltbar gehalten wurden, die jetzt von dem modernen Menschen, an den sich Küng wendet, als unhaltbar durchschaut worden sind. Der Frage nach dem, woran man sich *noch* halten kann, muß also die Frage nach dem vorgeordnet werden, woran man sich nicht mehr halten kann. So ist eine Unterscheidung am Platz: eine christliche, nicht eine kirchliche Orientierung wird angestrebt. Was der Mater Ecclesia gefällt, braucht noch lange nicht uns, den durch Basis-Orientierung christlich Gestimmten, zu gefallen. So muß den »Halt im Leben« suchenden Hörern zunächst eine Kritik an der Kirche vorgetragen werden, wie sie zum Teil immer noch ist, an der Kirche, die noch nicht durch die Autoritätskrise hindurchgegangen ist. Im Geist des von ihm vertretenen Reformkatholizismus unterbreitet er kurz noch einmal die schon bekannte Liste erwünschter Reformen. Als nur kirchlich und nicht christlich sollten nach Küngs Vorschlag abgeschafft werden: das Verbot künstlicher Verhütungsmittel, die Ausschließung der »offenen Kommunion«, das Eheverbot für Geschiedene und schließlich der priesterliche Zölibat.

Die Begründung des gegen den Zölibat gerichteten Angriffs läßt aufhorchen. Die Beraubung der »Freiheit zur Ehe«, so hören wir, ist »gegen das Evangelium« – und die Bibelkundigen unter den Laienhörern müssen sich wundern. Aber der kritische Eifer des Redners wagt sich noch weiter vor: das Eheverbot für Priester sei eine Verletzung der Menschenrechte. Es ist doch wohl eine anerkannte Wahrheit: innerhalb des freiheitlichen, die menschlichen Grundrechte garantierenden Staates können und müssen sich zweckgebundene Gemeinschaften auf der Basis der Freiwilligkeit bilden können, die den unvermeidlichen Begrenzungen bürgerlicher Freiheit weitere für ihre Mitglieder verpflichtenden Begrenzungen hinzufügen. So scheint die Berufung auf die Menschenrechte im Kampf gegen das Zölibat fehl am Platz. Der Redner, der seine Betrachtungen mit einem Klagegedicht über die Maßstablosigkeit heutigen Denkens beginnt, liefert hier seinen eigenen Beitrag zur Verwirrung der Geister. Aber er bleibt dabei ein wirksamer Redner. Nicht ohne Gruseln wird der deutsche Hörer den Wink »von der geheimen Kabinettspolitik ferner römischer Bürokraten« vernehmen, und wenn erst der Ruf nach Freiheit und Menschenrechten ertönt, fällt es ihm nicht mehr schwer, Rom in die unmittelbare Nachbarschaft des Kreml zu rücken. Fehlt es doch der Verwirrung, in die er sich gestürzt fühlt, keineswegs an einer bestimmten politischen Ausrichtung, und auch sein anti-römischer Affekt, aus dem der Red-

ner keinen Hehl macht, gehört zu einer heut wirksamen Tendenz. Der ihn beseelende emanzipatorische Freiheitsbegriff ist anscheinend unvereinbar mit irgendeiner Form von Herrschaft, Disziplin und Gehorsam, gleichviel ob diese Herrschaft demokratisch legitimiert ist oder nicht. Und diesem seinem anarchisch gestimmten Humanismus ist sein Gottesbegriff aufs genaueste angepaßt – wir erfahren, was es heißt, die Invariante schlechthin, den Gottesbegriff, als Funktion historischer Variabilität zu behandeln. Nicht daß wir Küng eine originale Theologie zuschreiben wollten, die sich mit Karl Rahners und Johann Metzens kühnem Vorstoß in Richtung auf eine transzendental-marxistische Reformtheologie vergleichen ließe. Im Unterschied zu dem Schüler und Enkelschüler Heideggers fehlt es Küng, seinen Anleihen bei der Naturwissenschaft und der mathematischen Spieltheorie zum Trotz, an philosophischem Impuls und an logischer Disziplin. Doch dafür ist er beseelt vom Führungswillen eines Volkstribuns im Dienste des Zeitgeistes. Besser als andere Autoren zeigt er, was Emanzipationstheologie im Einklang mit dem heute die westliche Welt überflutenden Sinistrismus<sup>1</sup> bedeuten kann. Was immer Gott sein mag – jedenfalls muß er links sein.

Wie steht es nun mit der Christlichkeit der in Aussicht gestellten christlichen »Basis-Orientierung«? Ein Denken, das von Christus ausgeht, von ihm bewegt wird, ihn umkreist und zu ihm zurückkehrt, das zu seiner Verehrung anleitet und zu ihm als einem göttlichen Wesen aufblickt – ein solches Denken wird doch gewiß »christlich« zu nennen sein. Und in diesem Sinn ist das Denken Küngs ohne allen Zweifel christlich. Und dennoch wird der Zweifel laut, den Fedor Stepun in solchen Fällen geltend zu machen pflegte.

Er erinnert uns an alle die, die Christus als Propheten oder als göttliches Wesen verehrt haben, ohne auch nur den Anspruch auf den Titel des Christen zu erheben – an die Lehrer des Islam oder an Mahatma Gandhi, an Ralph Waldow Emerson oder Dostojewski, und er schlug vor, sie und ihre Gesinnungsgefährten »Jesusaner« zu nennen. Nicht Christus, sondern Jesus von Nazareth ist Gegenstand ihrer Verehrung.

Im Sinn von Stepuns Einwand sagen wir nun: Christen nennen wir uns, und unsere Basis-Orientierung nennen wir christlich, sofern wir an Jesus Christus als unsern Erlöser glauben. Diese Bestimmung schließt das persönliche Verhältnis zu Jesus nicht aus, sondern setzt es voraus. Jesus von Nazareth, der wahre Mensch – seine Worte, sein Leben und sein Sterben ergreifen uns und machen uns zu seinen Jüngern. Aber zugleich stellen uns seine Worte in eine universale Geschichte, die auch unsere eigene Geschichte ist: erfahren und erlitten im Gemüt, angeschaut als die Taten Gottes, zugleich aber Menschheitsgeschichte. Sinn jedoch gewinnt diese Geschichte durch ihr Ziel und Ende: unser Heil oder unser Verderben. Sie ist Heilsgeschichte, und sie, sie allein, liefert das Koordinatensystem, an dem sich die aus Leidens- und Mitleidens tiefe stammende Besinnung orientiert. Diese Geschichte läßt sich wie jede Geschichte erzählen, wenn auch nur in Symbolen, deren volle Wahrheit, das *mysterium fidei*, erst am Ende aller Tage geschaut werden kann. Inzwischen dienen der Orientierung die Stationen des Heilsweges: Welterschöpfung, Sündenfall, drohender Untergang und Rettung durch Gottes Eingriff, seine Menschwerdung in der Gestalt des Erlösers, sein Leben, seine Verkündigung, sein Kreuzesleiden, sein gewaltsamer Tod, und schließlich seine Auferstehung. Und dann, nach solcher Peripetie der letzte, oder vielmehr vorletzte Akt, an dem wir mitzuwirken haben und dessen geheimnisvolle Überschrift lautet: die Welt als Ort, die Kirche als Werkzeug der Läuterung. Am Ende aber, nach katastrophischem Untergang und Gottesgericht, das ewige Gottesreich.

<sup>1</sup>Ich entnehme diesen Ausdruck dem eben erschienenen Buch von Raymond Aron, Plaidoyer für ein dekadentes Europa.

Messen wir nun die Jesus-Botschaft Küngs an der Christus-Botschaft des Neuen Testaments, finden wir sie unzulänglich. Er ersetzt die Heilsgeschichte durch eine (zum Teil göttlich bewirkte) Aufklärungsgeschichte, das Heilsdrama durch eine mit weltlicher Evolution konform fortschreitende Offenbarungsgeschichte. Zu dieser Umdeutung ermutigt ihn nicht so sehr die aufklärerische Tendenz der entmythologisierenden Exegese als sein eigener Begriff vom »lieben Gott«. Denn wer von Erlösung spricht, redet auch von Gefangenschaft unter dem Joch der Blindheit und der Sünde, und wer von Heil und Heilsgeschichte redet, droht zugleich mit Unheil, Strafe und Verderbnis; und Gott wäre nicht so lieb, wie er nach Küng sein soll, wenn er eine so barsche Sprache zuließe. Küng scheint kaum berührt zu sein von dem Gott des Alten Testaments – weder vom Pentateuch, noch von den Propheten noch vom Psalter. Dafür hält er sich umso enger an Jesus, denn in ihm erst »zeigte Gott sein wahres Gesicht«. »Aus dem zum Glauben Rufenden war der Inhalt des Glaubens, aus dem Evangelium Jesu das Evangelium von Jesus dem Christus geworden«. Christus ließ seinen Seligpreisungen den Ruf zur Umkehr vorangehen. »Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.« Küng hingegen möchte seine Hörer in seinen modernen, demokratisierten und humanisierten Gottesglauben hineinschmeicheln. Niemand braucht sich seiner Mängel und Missetaten wegen allzusehr zu beunruhigen. Es bedarf keiner außergewöhnlichen Anstrengung. Alle, alle kommen schließlich zum Ziel und niemand bleibt draußen.

Man kennt die alten Irrwege des Antinomianismus. Man verwechselt die Erfüllung des Gesetzes durch Liebe mit der Auslöschung des Gesetzes und zugleich versteckt man sich hinter dem totalen Anders-sein Gottes. In der Tat: seine Wege sind nicht unsere Wege. Auch Küng gerät unversehens in dieses Labyrinth und man sollte ihn warnen. Das Anders-sein Gottes darf nicht als Umkehrung menschlicher Maßstäbe mißdeutet werden. Küng kommt dieser Mißdeutung mindestens sehr nahe. Unter Berufung auf Christus, der »die samaritanischen Ketzer« lieber hatte als die Orthodoxen, »die Dirnen und Ehebrecher lieber als ihre Richter, die Gesetzesbrecher oder Gesetzlosen lieber als die Gesetzeswächter« – unter Berufung auf einen so gröblich verzeichneten Jesus will er einen Gott verkünden, »der sich über die Gerechtigkeit des Gesetzes hinwegsetzt«, die Richter verwirft und »die Gesetzesübertreter rechtfertigt«. Dieser Gott, so meint er, löscht seine Gebote dadurch aus, daß er (und hier bedient er sich, bewußt oder unbewußt, einer von dem Sophisten Protagoras stammenden Formel) »den Menschen selbst zum Maßstab seiner Gebote macht«. So kann Küng, den Gerichtsgedanken platonisch-christlicher Herkunft auf den Kopf stellend, schließlich feststellen, daß Gott sich immer »auf die Seite der Schwachen, Kranken, Armen, Unterprivilegierten, ja der Unfrommen, Unmoralischen, Gottlosen stellt.« Wer möchte nicht auf *der* Seite stehen, auf die Gott sich stellt, und wie kann Professor Küng die Unfrommen, Unmoralischen und Gottlosen verhindern, seine Worte als Ermutigung zur Unfrommheit, Unmoralität und Gottlosigkeit mißzuverstehen? Es ist gut, Gott Gott sein zu lassen. Übrigens ist das unergiebiges Spiel mit seinem Namen nicht neu. Der von Küng empfohlene »liebe Gott« verhält sich zu den die heutige Welt beherrschenden Kräften wie sich in den dreißiger Jahren der von Theodor Haecker (in den »Tag- und Nachtbüchern«) angeprangerte »Herrgott« zu den Mächten von damals verhielt.

Es ist die Botschaft Jesu Christi, die uns von Sünde und Tod erlöst. Glaubt Professor Küng wirklich, unsere Nachfolge könne darin bestehen, daß wir Sünde und Tod aus der Welt herauszudenken versuchen? Doch müsen wir ihm dankbar sein. Die Zerstörung aller Autorität, nach ihm das Merkmal unserer Zeit – er zeigt uns, wo ihr Prinzip zu suchen ist.